

Wie sich Paare beim Elternwerden retraditionalisieren,  
und das gegen ihre eigenen Ideale

René Levy



Das hier vorliegende Referat hielt Prof. Dr. René Levy anlässlich der Tagung «Von Tagesstrukturen zu Tagesschulen – Entwicklungsperspektiven» der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften vom 16. September 2015.

Als Beitrag zur empirischen Fundierung der politischen Diskussion wird zunächst die Geschlechtsspezifität männlicher und weiblicher Lebensläufe in der Schweiz dargestellt. Diese bringen insbesondere eine – unterschiedlich starke – Retraditionalisierung der innerfamilialen Aufgabenverteilung mit sich. Die sich deshalb stellende Frage, inwiefern sie aus unterschiedlichen Präferenzen der werdenden Eltern resultieren, erhält durch Folgestudien eine negative Antwort. Dagegen erweist sich das Funktionieren des institutionellen Umfeldes der Familien als vielversprechende alternative Erklärungsmöglichkeit. Nach einer kurzen Diskussion der Widerstände gegen wirksame Gleichstellungsmassnahmen ergeben sich Schlussfolgerungen, mit denen wohlinformierte Politik geplant werden kann.

En guise de contribution à un fondement empirique du débat politique, on présente la sexuation des parcours de vie masculins et féminins en Suisse. Ceux-ci impliquent notamment une retraditionalisation de la répartition des tâches familiales entre les partenaires. La question qui s'ensuit, à savoir si cela résulte de préférences spécifiques des parents en devenir, trouve une réponse négative par des études consécutives. Par contre, le fonctionnement de l'environnement institutionnel des familles s'offre comme candidat prometteur à une explication alternative. Une brève discussion des résistances contre des mesures efficaces visant l'égalité mène à des conclusions qui peuvent informer une politique réaliste.

# Wie sich Paare beim Elternwerden retraditionalisieren, und das gegen ihre eigenen Ideale

René Levy

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften  
Académie suisse des sciences humaines et sociales  
Accademia svizzera di scienze umane e sociali  
Academia svizra da ciencias humanas e sociais  
Swiss Academy of Humanities and Social Sciences



**Herausgeber**

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften,  
Laupenstrasse 7, Postfach, 3001 Bern  
Telefon +41 (0)31 306 92 50, [sagw@sagw.ch](mailto:sagw@sagw.ch)  
[www.sagw.ch](http://www.sagw.ch)

ISBN 978-3-907835-87-6

**Foto Umschlag**

Bernd Kasper, [pixelio.de](http://pixelio.de)

**Layout**

Delphine Gingin (SAGW)

**Druck**

Druck- und Werbebegleitung, 3098 Köniz

1. Auflage, 2016 (650 Expl.)

Die Broschüre kann kostenlos bezogen werden bei der SAGW  
oder unter [www.sagw.ch/publikationen](http://www.sagw.ch/publikationen).

© SAGW 2016



Copyright: © 2016 Akademien der Wissenschaften Schweiz. Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>). Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange der Urheber und die Quelle angemessen angegeben werden.

**Zitiervorschlag:**

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2016)  
Wie sich Paare beim Elternwerden retraditionalisieren,  
und das gegen ihre eigenen Ideale.  
Swiss Academies Communications 11 (3).

ISSN (print): 2297 – 1815

ISSN (online): 2297 – 1823

Was haben Tagesschulen mit Lebensläufen zu tun?	4
1. Analyse typischer Lebensläufe	5
2. Folgt die Retraditionalisierung der Familie individuellen Präferenzen?	12
3. Alternative Erklärung: Institutioneller Rahmen	14
4. Kulturelle und strukturelle Widerstände gegen Wandel	16
a. Kulturell-personalisierte Widerstände	16
b. Strukturelle bzw. institutionelle Beharrung	18
5. Schlussfolgerungen	20
a. Zur Sachlage: Lebenslauftypisierung und gesellschaftliche Institutionen	20
b. Zum politischen Handeln: Schlussfolgerungen und Perspektiven	21
Anhang	23
Bibliographische Angaben	24
Über den Autor	27
Netzwerk Generationenbeziehungen	28

## Was haben Tagesschulen mit Lebensläufen zu tun?

Tagesschulen spielen, wie Horte, Krippen und weitere Formen ausserfamilialer Betreuung von Kindern und Jugendlichen, eine zentrale Rolle im sozialen Dispositiv, welches das Umfeld ausmacht, in dem Familien sich entwickeln und organisieren. Dies wird besonders deutlich, wenn das Thema in der Perspektive der Lebensläufe der beteiligten Personen betrachtet wird, vor allem derjenigen der Eltern. Dieser Beitrag präsentiert eine lebenslaufanalytisch informierte Auslegeordnung in fünf Schritten:

1. Analyse der typischen Lebensläufe von Männern und Frauen in der Schweiz
2. Welche Rolle spielen individuelle Präferenzen für die dabei auffallende Retradditionalisierung der Familie?
3. Alternative Erklärung: Institutioneller Rahmen
4. Kulturelle und strukturelle Widerstände
5. Schlussfolgerungen

## 1. Analyse typischer Lebensläufe

Unsere Ausgangsfrage ist, ob Lebensläufe geschlechtsspezifisch sind oder nicht. In der einschlägigen soziologischen Literatur gab es darüber während drei Jahrzehnten eine langwierige, teilweise nicht ideologiefreie Diskussion. Man kann dabei grosso modo drei Thesen ausmachen, die sich gegenseitig ausschliessen – für eine empirische Untersuchung also eine ideale Situation.

Die zeitlich früheste These ist die einer ausgeprägten Geschlechtsspezifität der Lebensläufe, was die Berufs- und Familientätigkeit betrifft. Sie ergab sich aus der sogenannten schweizerischen «Frauenstudie» zu Beginn der 70er-Jahre (Held & Levy 1974, Levy 1977), stand aber damals nicht im Mittelpunkt des Interesses. In den 80er-Jahren machte sich Kohli (1985) aufgrund seiner Arbeit über die historische Entwicklung standardisierter Lebensläufe in Europa mit der These stark, es habe sich dabei ein einziges Verlaufsmodell durchgesetzt, von dem es einfach mehrere Varianten gegeben habe.<sup>1</sup> In seinen Analysen über die Risikogesellschaft entwickelte schliesslich Beck (1983, 1986) die Vorstellung einer weitgehend entstrukturierten und damit individualisierten postmodernen Gesellschaft, bei der die soziale Schichtung für die Risikoexposition der Menschen keine wesentliche Rolle mehr spielte. Daraus ergab sich die dritte These, nach der es überhaupt keine vorherrschenden Verlaufsmodelle mehr gebe, womit auch deren allfällige Geschlechtsspezifität verschwunden wäre (Beck & Beck-Gernsheim 1990).

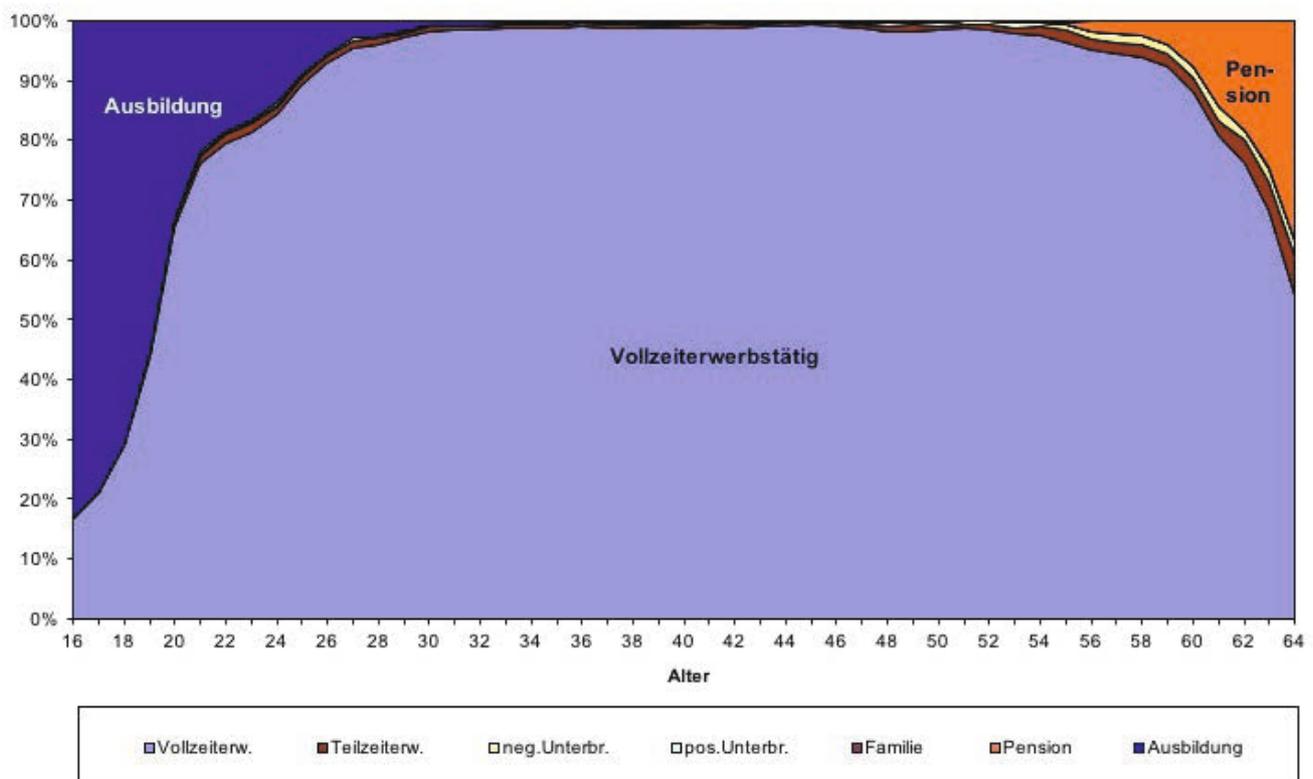
Wie sich nachfolgend zeigen wird, bringt die empirische Untersuchung der Lebensläufe der erwachsenen Bevölkerung vieler europäischer Länder zwischen Bildung, Familie und Beruf eine ausgeprägte Geschlechtsspezifität zum Vorschein und entscheidet damit die eben skizzierte Kontroverse deutlich.<sup>2</sup> Um die Unterschiede zwischen Männern und Frauen klarer zu profilieren, werden im Folgenden ihre Verläufe separat analysiert. Die Daten stammen von den Be-

1 Kohlis These wurde vor allem von feministischen Forscherinnen stark kritisiert. In einem rückblickenden Kommentar hat er schliesslich die Geschlechtsspezifität gegenwärtiger Lebensläufe eingestanden (Kohli 2003).

2 Vgl. Levy & Widmer (2013). Dort finden sich auch Erklärungen über die verwendeten Daten und Methoden, vor allem über die aus der Genomik stammende Sequenzanalyse oder Optimal Matching, mit welcher ganze Verläufe (jeweils paarweise) miteinander verglichen werden können. Eine daran anschliessende Clusteranalyse erlaubt es, Verlaufstypen zu ermitteln, wie sie hier kommentiert werden. In einem dritten Schritt wurde im vorliegenden Fall eine multinomiale Regressionsanalyse durchgeführt, bei welcher die Typen als abhängige Variablen behandelt werden, womit das Gewicht einzelner Einflussfaktoren bestimmt werden kann.

fragungswellen 2001 und 2002 der Erwachsenenstichprobe des Schweizerischen Haushaltpanels (1935 Frauen und 1696 Männer), welche ein Modul mit retrospektiven Fragen über die bereits zurückgelegten Verläufe enthielt. Befragt werden Personen aller Zivilstände. Zunächst wird dargestellt, welches für die Befragten die vorherrschenden Aktivitäten waren, und zwar in jedem Jahr zwischen dem 16. Altersjahr und dem Befragungszeitpunkt. Um genügend lange Lebensperioden für die Analyse zu erfassen und zugleich genügend individuelle Informationen pro Altersjahr zu haben, werden nur die Angaben von Befragten berücksichtigt, die im Moment der Befragung mindestens 30 und höchstens 64 Jahre alt waren.<sup>3</sup>

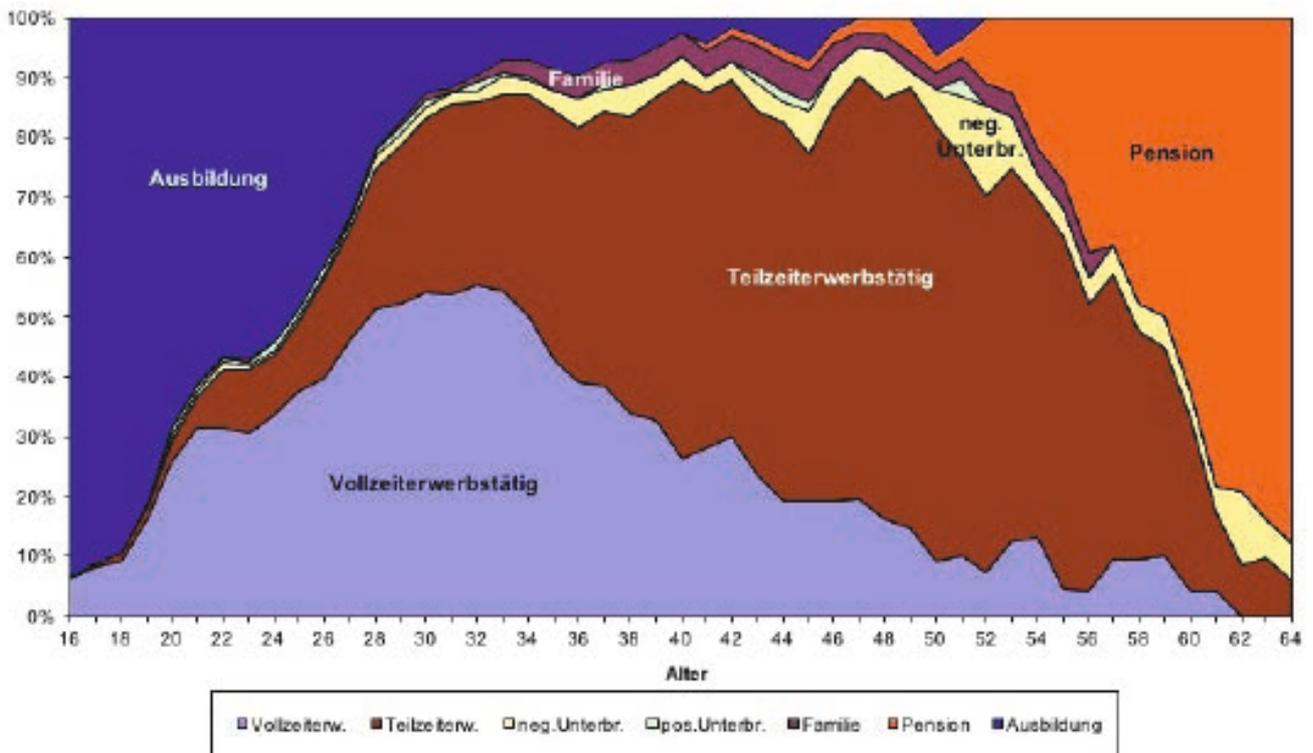
Die systematischen Vergleiche zwischen den Verläufen der befragten Männer bringen einen klar profilierten, mehrheitlichen Typ zum Vorschein, daneben eine nicht vernachlässigbare Anzahl anders gestalteter Verläufe, die nicht einem alternativen Typ zugeordnet werden können (Graphik 1).



Graphik 1: Vollzeiterwerbs-Verlauf, Männer (72%, N=1219)

3 Da Personen jeden Alters befragt wurden, sinkt der verfügbare Stichprobenumfang mit zunehmendem Alter, wie es die Graphik 4.9 in Levy et al. (2013) zeigt.

Zuerst eine kurze Erklärung der Graphik. Es handelt sich um ein normales Säulendiagramm, bei dem für die leichtere Lesbarkeit die einzelnen Säulen nicht durch Striche voneinander getrennt werden. Für jedes Altersjahr von 16 bis 64 enthält es eine Säule, die angibt (in Prozenten), in welcher Situation sich die Männer des entsprechenden Alters befinden, die zu diesem Verlaufstyp gehören. Dadurch entsteht eine synthetische Darstellung des Musters, das diesem Verlaufstyp entspricht. Rund drei Viertel der männlichen Verläufe (72%) entsprechen dem offenbar nach wie vor vorwiegenden traditionellen Standardmodell des Lebensverlaufs in drei Phasen: Ausbildung – vollzeitliche Berufstätigkeit – Pension.<sup>4</sup>



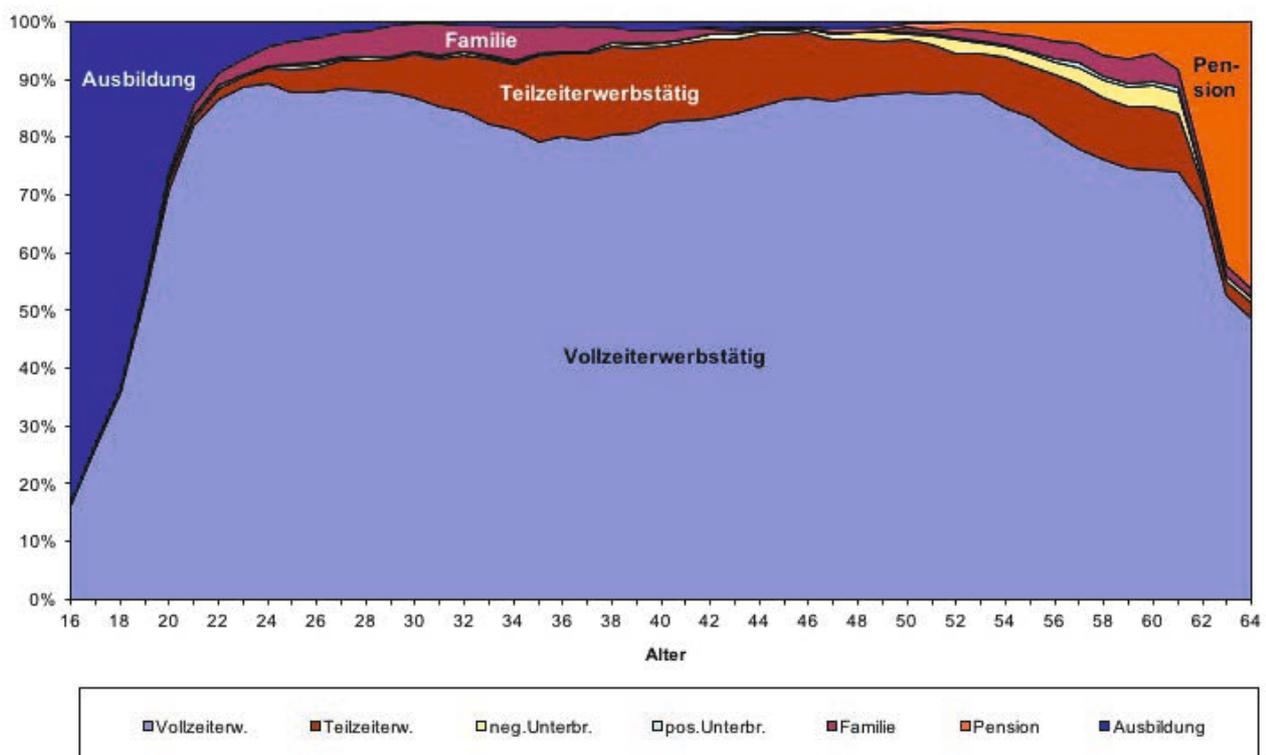
Graphik 2: Erratische Verläufe, Männer (28%, N=477)

4 Als vorherrschende Aktivitäten werden die folgenden sieben Kategorien unterschieden: Ausbildung, Vollzeiterwerb, Teilzeiterwerb, Familienarbeit, negative Erwerbsunterbrüche (z.B. Krankheit, Arbeitslosigkeit), positive Erwerbsunterbrüche (Auslandreise), Pension.

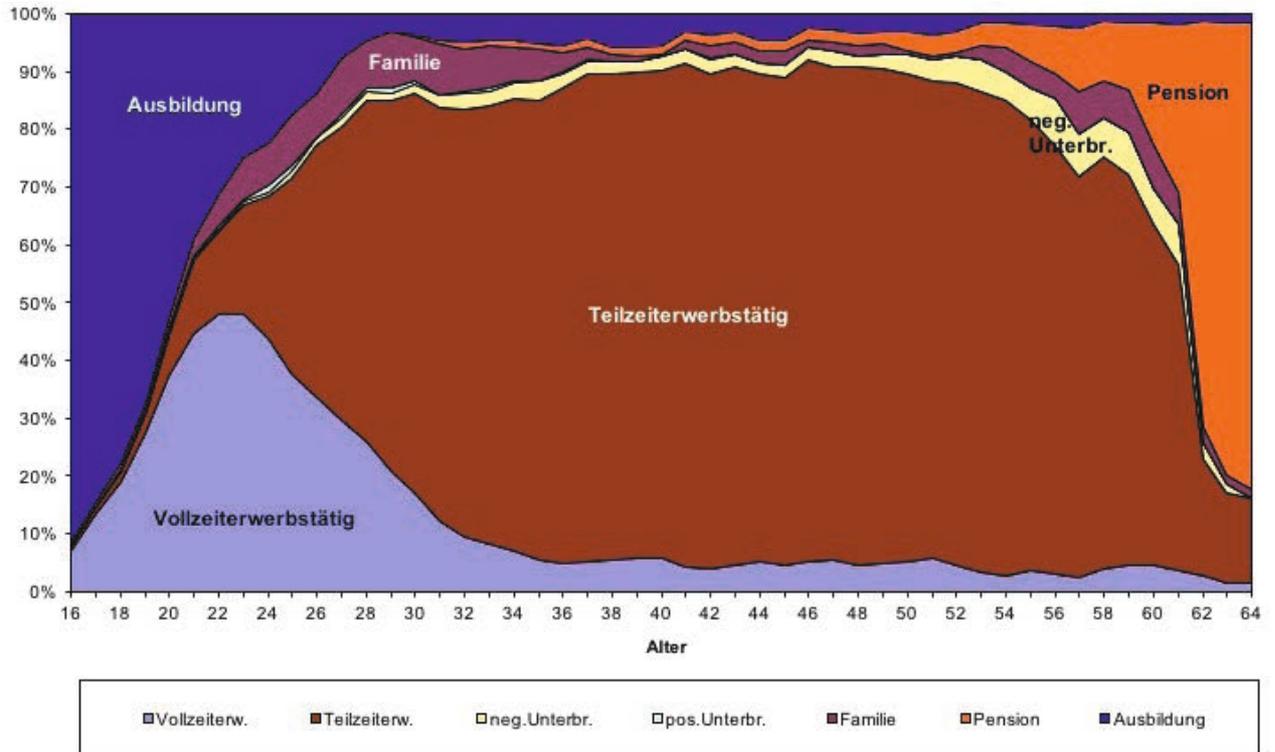
Die restlichen 28% der männlichen Verläufe (Graphik 2) entsprechen keinem eigentlichen Typ. Was sie gemeinsam haben, ist in erster Linie, dass sie nicht dem mehrheitlichen Typ entsprechen, sie stellen eine heterogene Restkategorie dar, in der die verschiedenartigsten Zustände vorkommen. Sie verbringen einen grösseren Anteil ihrer Lebenszeit in der Ausbildung, sind weniger häufig vollzeitlich und häufiger teilzeitlich erwerbstätig und gehen untypisch früh in Pension. Auch Erwerbsunterbrechungen sind häufiger als im Standardmodell, vor allem negative, auch vorwiegende Familienarbeit kommt hier vor, wenn auch selten.

Bei den weiblichen Verläufen ergibt sich ein weitgehend anderes Bild als bei den männlichen:

Ein Drittel (34%, Graphik 3) der weiblichen Verläufe gleicht dem dominierenden männlichen Verlaufstyp, zeigt aber in bescheidenem Ausmass Abweichungen in Form von Teilzeiterwerbstätigkeit und vollzeitlicher Familienarbeit. Solche Abweichungen kommen bei den Männern kaum vor, vor allem gehören sie nicht zu ihrem Standardmodell.

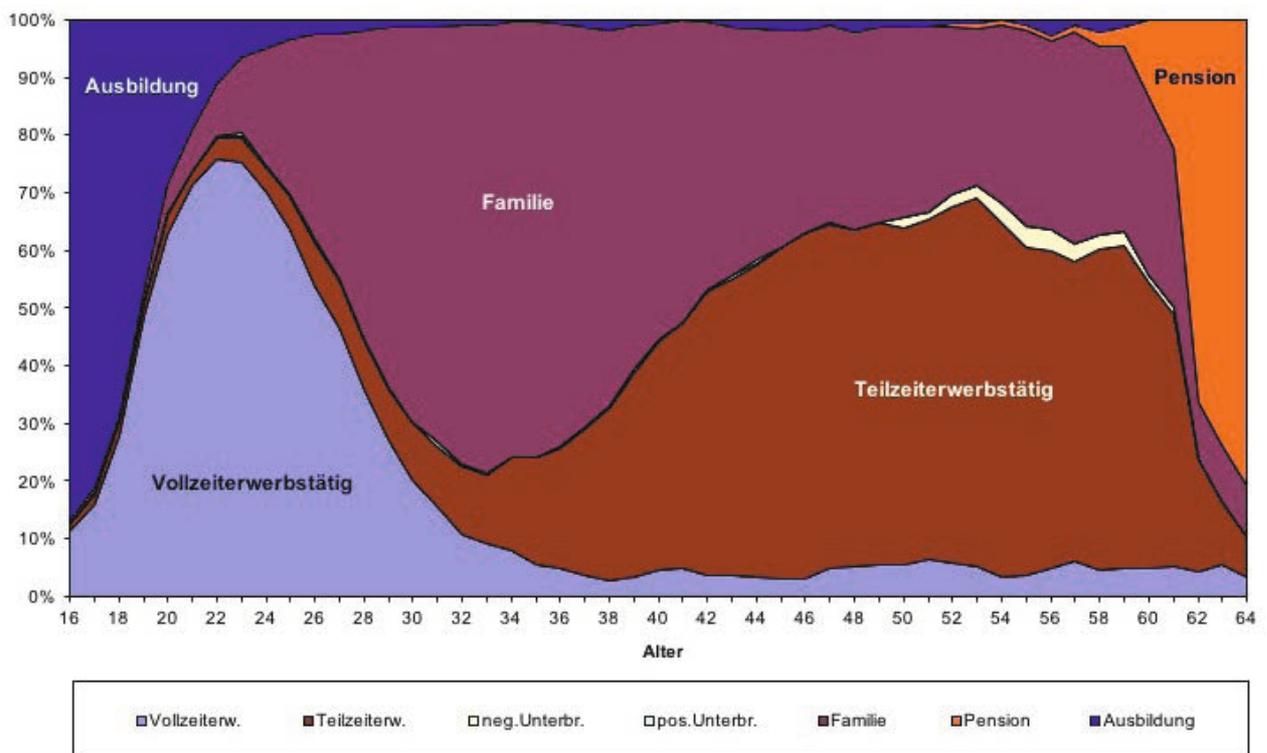


Graphik 3: Vollzeiterwerbs-Verlauf, Frauen (34%, N=662)



Graphik 4: Teilzeiterwerbs-Verlauf, Frauen (23%, N=445)

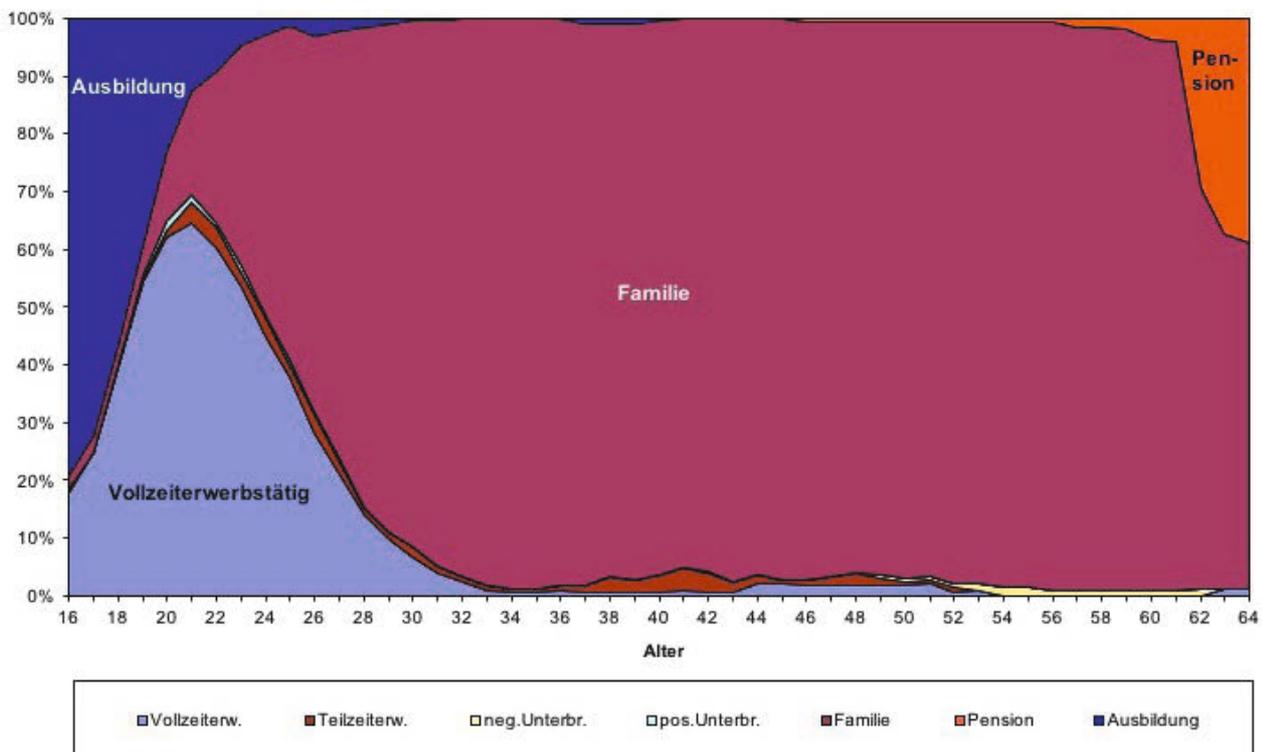
Ein weiteres Viertel (23%, Graphik 4) der weiblichen Verläufe zeigt einen relativ schnellen und bleibenden Übergang von der Vollerwerbstätigkeit zur Teilzeitarbeit.



Graphik 5: Rückkehr-Verlauf, Frauen (30%, N=583)

Ein dritter Verlaufstyp (Graphik 5) vereinigt 30% der Lebensläufe von Frauen. Er kennzeichnet sich zunächst, gleich wie die beiden bereits gezeigten Typen, ebenfalls durch eine auf die Ausbildungsphase folgende Vollerwerbsphase, die aber durch einen Erwerbsunterbruch abgelöst wird, der seinerseits in grossem Ausmass in eine Rückkehr zur Erwerbstätigkeit mündet, allerdings dann nur noch teilzeitlich.

Das ehemals vorwiegende traditionelle weibliche Verlaufsmodell des definitiven Übergangs zum ausschliesslichen Familienengagement bei der Heirat oder beim Übergang zur Mutterschaft findet sich nach wie vor, ist aber auf 13% der Verläufe zurückgegangen (Graphik 6). Nur das erste der vier weiblichen Verlaufsmodelle hat eine Ähnlichkeit mit dem bei Männern vorherrschenden Modell, die anderen drei kommen bei Männern nicht vor und sind in diesem Sinne «typisch weiblich».



Graphik 6: Familien-Verlauf, Frauen (13%, N=245)

Zusammengefasst lässt sich also feststellen, dass nur weibliche Lebensläufe – nach vier Modellen unterschiedlich – umfangreiche Phasen prioritären Familienengagements enthalten. Im dominanten männlichen Verlaufsmodell

herrscht das vollzeitliche Berufsengagement vor, «Familienmänner» bleiben selten und atypisch, d.h., sie durchlaufen nicht den Standardverlauf. Anders gesagt: Die Familie als Ort, in den ein wesentlicher Anteil der Lebenszeit investiert wird, spielt in den meisten männlichen Verläufen auch heute eine vernachlässigbare Rolle, sie werden langfristig allein oder zumindest in erster Linie durch das Berufsengagement organisiert, während die weiblichen Verläufe in unterschiedlichen Verhältnissen typischerweise durch das Doppelengagement in Erwerb und Familie gekennzeichnet sind.<sup>5</sup> Ausser im traditionellen, selten gewordenen Modell des definitiven Berufsausstiegs verheirateter Frauen bleibt dennoch auch in den weiblichen Verläufen die Berufsorientierung deutlich. Wie stark sie zum Zug kommt, macht den Unterschied zwischen den drei häufigeren Verlaufsmodellen aus.<sup>6</sup>

Unterzieht man die männlichen und weiblichen Verlaufsmodelle einer weitergehenden Analyse, so ergibt sich deutlich, dass die Geburt des ersten Kindes der Hauptfaktor für die Familienorientierung der weiblichen Verläufe ist, während das Bildungsniveau der Frau und der Sozialstatus der Familie – zu dem namentlich auch ihr Einkommen bzw. ihre Kaufkraft gehört – die Hauptfaktoren für die Entscheidung zwischen den drei ausschliesslich weiblichen Verlaufsmodellen sind. Männliche Verläufe variieren wenig, das Vorhandensein von Kindern fördert zusätzlich die Zugehörigkeit zum Standardmodell.<sup>7</sup> Nochmals anders gesagt, hat die Elternschaft gegenläufige Einflüsse auf das Berufsengagement von Frauen und Männern: Sie verstärkt das der Männer, während sie bei Frauen dessen Reduktion zugunsten des Familienengagements mit sich bringt. Man kann also feststellen, dass in männlichen und weiblichen Lebensläufen der Übergang zur Elternschaft zu einer charakteristischen Veränderung der Arbeitsteilung zwischen den Partnern führt, welche die Familienorganisation dem traditionell geschlechtsspezifischen Modell annähert. Da viele Partnerschaften mit einer relativ egalitären Rollenverteilung beginnen und oft erst nach geraumer Zeit zur Elternschaft führen, kann man diesbezüglich von einer Retraditionalisierung im Familienverlauf sprechen.

5 Regina Becker-Schmidt (1987) spricht diesbezüglich von der doppelten Vergesellschaftung der Frau.

6 Die so ermittelten vier Verlaufstypen entsprechen im Übrigen weitgehend der Typologie, die bereits auf anderem Weg von Borkowsky et al. (1985) herausgearbeitet wurde.

7 Die Tabellen mit den detaillierten Resultaten der hier zusammengefassten multinomialen Regressionsanalyse finden sich bei Levy et al. (2013, S. 84–85).

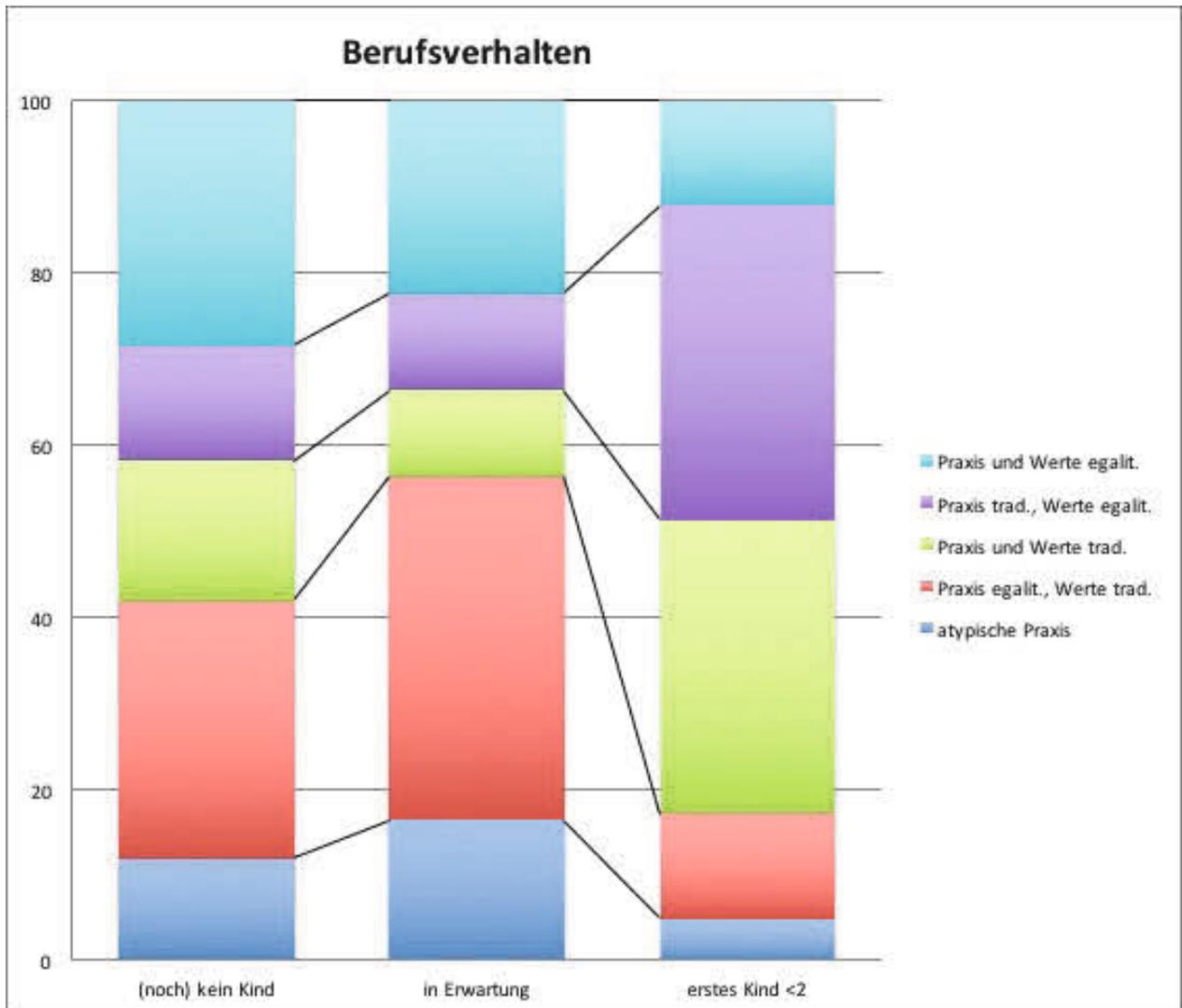
## 2. Folgt die Retraditionalisierung der Familie individuellen Präferenzen?

Eine auf den ersten Blick naheliegende Erklärung der Retraditionalisierung der Familienstruktur beim Übergang zur Elternschaft könnte von der Hypothese ausgehen, dies entspreche eben den persönlichen Wünschen der Partner, ob sie nun aus deren nicht geschlechtsneutraler Identität entspringen, auf einer Art kultureller «Programmierung» beruhen oder noch andere Wurzeln haben. In der Soziologie der Geschlechterverhältnisse kommt es bei der Frage, inwiefern geschlechtsspezifische Verhaltensweisen persönlich gewünscht oder sozial auferlegt sind, immer wieder zu Debatten (etwa jene um Hakims «Theorie der Präferenzen»: Hakim 2000, Scott et al. 2010). Wenn die Retraditionalisierung der Paare ihren Wünschen (oder Präferenzen oder Werten) und nicht etwa sozialen Zwängen entsprechen, dürfte sie nur bei denjenigen vorkommen, welche vor dem Übergang zur Elternschaft solche Wünsche äussern. Wie verhält sich diese Hypothese zur Empirie?

Eine Folgestudie in drei Befragungswellen – während der Schwangerschaft, kurz nach der Geburt und ein Jahr später – sowie eine analoge Analyse europäischer Befragungsergebnisse (Graphik 7) zeigen, dass fast die Hälfte der Paare (die zwei oberen Etagen der ersten Säule) vor der Geburt egalitäre Absichten über die Aufgabenverteilung haben und deren Mehrheit diese auch praktizieren.<sup>8</sup> Absichten oder Werte und praktisches Verhalten stimmen in diesem Fall überein (oberste Etage in der ersten Säule). Nach der Geburt verändert sich die Praxis in Richtung des traditionellen, geschlechtsspezifischen Modells, während die Absichten weitgehend egalitär bleiben. Dies schafft bei Frauen wie auch bei Männern eine Inkohärenz zwischen Werten und Praxis. Ein Jahr nach der Geburt ist die Praxis nach wie vor traditionell, doch jetzt haben sich die Absichten dieser Praxis angepasst, d.h., die Wert-Praxis-Inkohärenz wird dadurch aufgelöst, dass die traditionelle Rollensegregation häufiger akzeptiert wird. Offenbar ist die Praxis hier die unverrückbare Komponente des Kohärenzproblems, die Werte werden ihrer Veränderung nachträglich angepasst. (Die vielleicht überraschende Konstellation traditioneller Werte mit egalitärer Praxis, die über die drei Schritte praktisch verschwindet, resultiert meist aus der normativen Vorwegnahme der später traditionell werdenden Praxis.)<sup>9</sup>

8 Vgl. Levy & Le Goff (2016).

9 Die Studie von Levy & Le Goff (2016) verbindet qualitative und quantitative Methoden, ist aber datenmässig auf die welsche Schweiz beschränkt. Graphik 7 zeigt die Resultate aus der Analyse der ESS-Daten von 2004, in der die drei biographischen Momente etwas anders erfasst werden mussten, die aber den Vorteil einer wesentlich umfassenderen Datengrundlage hat und gleichzeitig die Resultate aus der Romandie für die ganze Schweiz und über sie hinaus bestätigt (Elcherath et al. 2011).



Graphik 7: Berufsverhalten nach Familienphasen (European Social Survey 2004)

Fazit, sehr direkt formuliert: Die Paare tun in Sachen Aufgabenverteilung zwischen den Partnern nicht, was sie wünschen, sondern was sie offenbar nicht anders tun können. Die Erklärung durch individuelle Präferenzen oder Wünsche trifft nicht zu, denn die Absichten oder Werte der Partner bestimmen offensichtlich ihre Praxis nicht. Diese ändert sich unabhängig von ihnen; weshalb sie sich ändert, muss auf andere Faktoren zurückgehen. Hinweise darauf, wo solche Faktoren zu suchen sind, ergeben sich aus dem internationalen Vergleich.

### 3. Alternative Erklärung: Institutioneller Rahmen

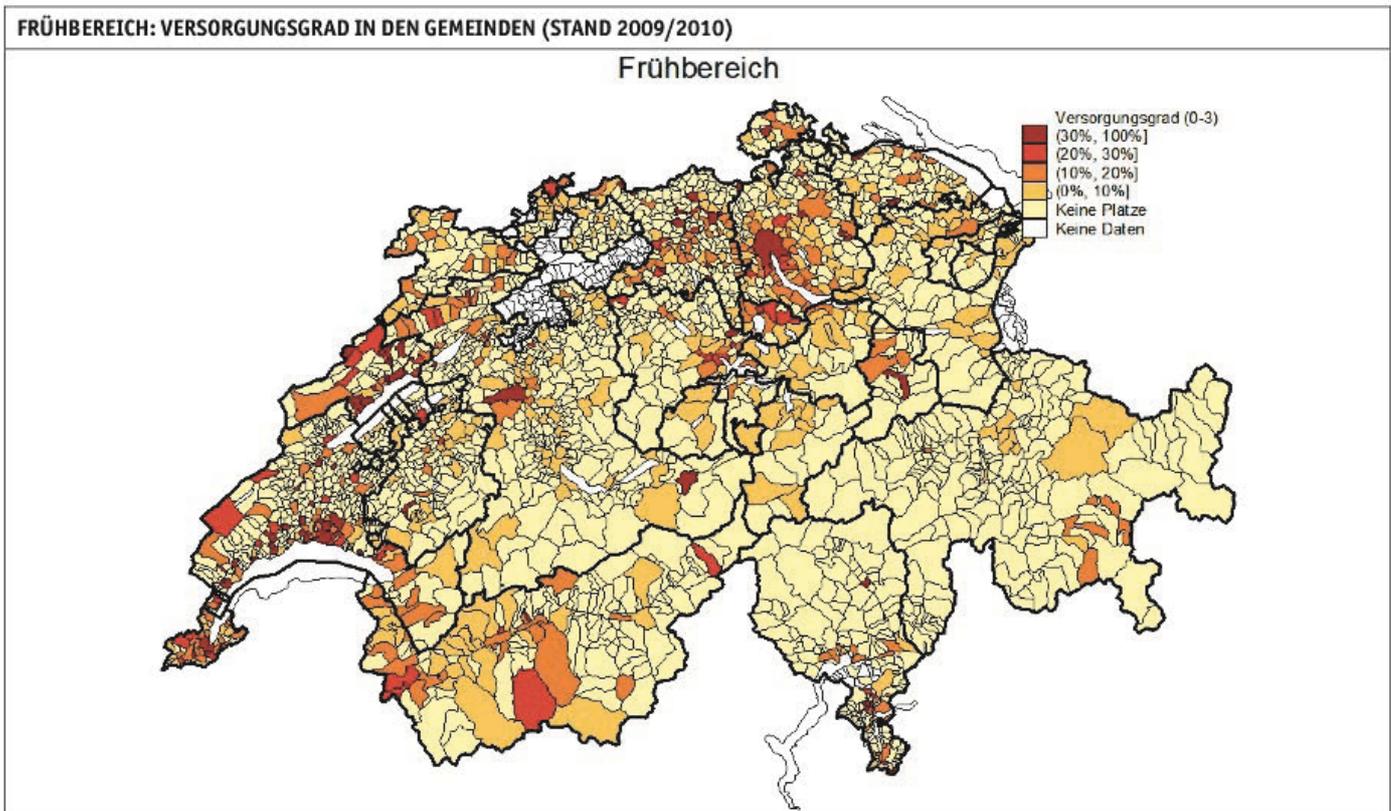
Die Retraditionalisierung der Arbeitsteilung im Paar gibt es nicht nur in der Schweiz, sondern auch in anderen Ländern, aber in unterschiedlichem Ausmass. Eine weitere international vergleichbare Studie mit den bereits herangezogenen ESS-Daten von 2004 (Bühlmann et al. 2010) zeigt, dass die meisten Paare in allen untersuchten 20 europäischen Ländern wie in der Schweiz in einer *kohärent egalitären* Konstellation von Werten und Praxis leben, solange noch keine Kinder da sind. Sie gehen typischerweise zur *inkohärenten* Kombination von *egalitären Werten mit traditionell geschlechtsspezifischer Praxis* über, sobald sie Eltern geworden sind.

Der internationale (genauer: innereuropäische) Vergleich bringt zum Vorschein, dass das Ausmass dieses Übergangs mit der Art von Sozialstaat verknüpft ist, in dem die Paare leben:

- In *liberalen* Sozialstaaten, zu denen – mindestens in Bezug auf die Familien- und Genderpolitik – auch die Schweiz gehört, ist die Praxisveränderung irreversibel und wird die Inkohärenz durch eine dauerhafte *Anpassung der Werte in Richtung traditionell ungleicher Arbeitsteilung* beseitigt, während
- in *sozialdemokratischen* Regimes, die in erster Linie in skandinavischen Ländern vorkommen, der Übergang zu ungleichen Praktiken *seltener* vorkommt und *vorübergehend* bleibt.<sup>10</sup>

Zu den wichtigsten institutionellen Unterschieden zwischen diesen Sozialstaatsvarianten in Bezug auf die Arbeitsteilung in der Familie gehört die Zugänglichkeit von Einrichtungen ausserfamilialer Kinderbetreuung, also vorschulische und schulbegleitende Betreuungsformen (inklusive Tagesschulen); sie sind in sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaaten wesentlich systematischer vorhanden und leichter zugänglich.

<sup>10</sup> Die hier verwendete Typologie von Sozialstaatsregimes geht auf die Arbeiten von Esping-Andersen (1990, 1999) zurück und hat sich trotz vielfältigen Kritiken in der Forschungspraxis weitgehend behauptet. Esping-Andersen konnte vier Typen im westlichen Europa unterscheiden: neben den beiden hier erwähnten liberalen und sozialdemokratischen noch einen konservativen und einen schwach ausgebauten «südeuropäischen», bei dem ein Grossteil der sozialen Absicherung beim Verwandtschaftsnetz bleibt. Dezidiert gleichstellungsorientiert ist dabei nur die sozialdemokratische Sozialstaatsversion. Dass diese Typologie auf Europa bzw. westliche Industriestaaten beschränkt bleibt, ist vermutlich der zutreffendste Vorwurf, der ihr gemacht werden kann, bleibt aber in unserem Zusammenhang unerheblich. Für eine ausführlichere Diskussion vgl. Levy 2007.



Quelle: NFP60, INFRAS & SEW, 2010. Bei den Kantonen mit unvollständiger Datenlage wird das FEB-Angebot tendenziell unterschätzt (AG, AR, LU, SH, SZ, TG, VS).

Graphik 8: Versorgungsgrad der Gemeinden mit ausserfamilialen Betreuungseinrichtungen im altersmässigen Frühbereich (Vorschule)

Auch innerhalb der Länder können die Unterschiede in dieser Hinsicht beträchtlich sein, ganz besonders in stark föderalistischen Staaten wie der Schweiz. Die Karte mit dem Versorgungsgrad der Schweizer Gemeinden an familienergänzenden Einrichtungen (Stern et al. 2013, Graphik 8) zeigt die extreme Konzentration dieses institutionellen Angebots auf städtische Zentren (rote Färbung).<sup>11</sup>

Die Seltenheit und oft auch schwere Zugänglichkeit (Kosten, zeitliche Verfügbarkeit) ausserfamilialer Betreuungseinrichtungen ist eine besonders wirkungsvolle Institutionalisierung der Geschlechtstypisierung.<sup>12</sup> Auch wenn die mangelnde Zugänglichkeit von Betreuungsmöglichkeiten formell keinen Unter-

11 Als Versorgungsgrad wird der Anteil der Kinder bezeichnet, denen ein Vollzeitplatz zur Verfügung steht. Vgl. auch die Kantonsgraphiken im Anhang, die aus demselben Forschungsprojekt stammen.

12 Geschlechtstypisierung schränkt wohlgemerkt die Lebensmöglichkeiten für Frauen wie auch für Männer ein (Levy et al. 2012). Diese scheinbare Symmetrie darf aber nicht verdecken, dass diese Typisierung in vieler Hinsicht Diskriminierung von Frauen und Privilegierung von Männern beinhaltet.

schied zwischen Vätern und Müttern macht, sorgt das sonstige Funktionieren der gesellschaftlichen Institutionen dafür, dass vor allem die Mütter für die Familienarbeit mobilisiert werden; die Lohndiskrimination und die Geschlechtersegmentierung des Arbeitsmarktes gehören dabei zu den gewichtigsten strukturellen «Kanalisateur». Verstärkt wird dies durch indirektere Formen der Institutionalisierung. Viele Institutionen, die nicht direkt das Geschlechterverhältnis betreffen, funktionieren so, dass beispielsweise die Rhythmen ihrer Verfügbarkeit unausgesprochen und oft auch geradezu «ungedacht» voraussetzen, dass Kinder in Haushalten leben, in denen mindestens eine erwachsene Person während der üblichen Arbeitszeit für die Aufrechterhaltung des alltäglichen Lebens des Haushalts verfügbar ist. Dies ist etwa für alleinerziehende Eltern typischerweise nicht möglich und bringt vielfältige Schwierigkeiten, wenn nicht gar Unmöglichkeiten für die Organisation des Alltagslebens mit sich.

Zu diesen institutionellen Rhythmen, die nicht direkt eine bestimmte Geschlechterordnung anvisieren, aber eine solche implizit voraussetzen und sie damit auch durch entsprechende Verhaltenszwänge verstärken, gehören namentlich auch die Stundenpläne der Regelschulen, im Unterschied zu den in der Schweiz noch seltenen Tagesschulen.

#### **4. Kulturelle und strukturelle Widerstände gegen Wandel**

Wenn man sich dafür interessiert, weshalb ein unter bestimmten Gesichtspunkten wünschbarer gesellschaftlicher Wandel nicht schneller vorankommt, muss man sich nicht nur fragen, ob wichtige Förderungsfaktoren dafür fehlen, sondern auch, welche Widerstände dagegenwirken. Empirische Analysen sind hier schwierig und liegen für die Schweiz kaum vor. Das Thema sollte aber deswegen nicht einfach ausgeklammert werden, wir müssen uns nur mit einem empirisch weniger systematisch abgesicherten Vorgehen begnügen. Man kann grosso modo zwei Arten von Widerständen unterscheiden, diejenigen, die sich vor allem auf der persönlichen Einstellungsebene ausdrücken, und diejenigen, die eine strukturelle, d.h. in der gesellschaftlichen Organisation verankerte Grundlage haben.

##### **a. Kulturell-personalisierte Widerstände**

Hier seien ohne längere Ausführungen drei konkret beobachtbare Illustrationen personalisierter Formen des Widerstandes gegen die Gleichstellung und den Abbau der Geschlechtstypisierungen erwähnt:

1. Im Jahr 2014 wurde zum 50. Jahrestag der Landesausstellung 1964 in Lausanne eine originelle landesweite Umfrage mit dem Namen «Point de Suisse» durchgeführt (Hedinger 2014), in der u.a. auch für eine Reihe von Ereignissen aus der Schweizer Geschichte gefragt wurde, ob man sie rückgängig machen würde, wenn man die Möglichkeit dazu hätte. Die Einführung des Frauenstimmrechts würden 2,6% der Befragten rückgängig machen, und diese Idee wird bemerkenswerterweise unter CVP-Sympathisanten noch häufiger vertreten (9,4%) als in der nicht gerade gleichstellungsfreundlichen SVP (3,1%).
2. Das Nationale Forschungsprogramm 60 über Gleichstellungspolitiken wurde 2011 mit einer Medienkonferenz lanciert, über welche die meisten Medien korrekt und teilweise ausführlich berichteten, unter anderen auch «20 Minuten». Die dortige Darstellung löste massive, grösstenteils antifeministische und «virilistische» Reaktionen aus, welche die Zeitung auf ihrer Website dokumentierte und die auf ein beträchtliches antifeministisches Potenzial hinweisen, das mit der weitgehenden öffentlichen Einigkeit über dieses Thema stark kontrastiert.
3. Entsprechende Beobachtungen können auch vielfach im Alltag gemacht werden, etwa die gegenderte Einstellungspraxis vieler Betriebe – was immer auch die dafür angeführten Begründungen sein mögen – oder die «erstaunten» Reaktionen im persönlichen Umfeld von Jungen und Mädchen, die geschlechtsuntypische Berufsorientierungen erwägen.

Es drängt sich also auf zu unterscheiden zwischen einer kulturellen «Hochnebelnschicht» der politischen Korrektheit im Sinn der selbstverständlichen, sozusagen bedingungslosen Akzeptanz der Geschlechtergleichheit und einer gleichsam lokalen, erdnäheren Schicht des emotionalen, zum Teil sogar ressentimentgeladenen Beharrens auf der traditionellen Geschlechterordnung, die die Überlegenheit der Männlichkeit sichert. Die generalisierte politisch korrekte Akzeptanz der Gleichstellung kann es beispielsweise erschweren, in wissenschaftlichen Untersuchungen das Ausmass solcher personalisierter Widerstände korrekt zu erfassen, weil entsprechende Aussagen von den Befragten als unakzeptabel vermieden werden, was zur Unterschätzung ihrer Verbreitung und Stärke führt.<sup>13</sup>

13 Konkrete Illustration: In der «Frauenstudie» von Held & Levy (1974) wurden Normen über Geschlechtsdifferenzen von denen über Geschlechtsungleichheiten unterschieden. Eine der Aussagen zu den Ungleichheiten, von denen die Befragten sagen sollten, inwiefern sie mit ihnen einverstanden oder im Gegenteil nicht einverstanden waren, lautete: «Wenn die Frau nicht gleicher Meinung ist wie ihr Mann, sollte in der Regel sie nachgeben.» In der Befragung im Winter 1970/71 war knapp die Hälfte der Befragten damit einverstanden, 2015 wäre dieser Anteil vermutlich verschwindend klein, würde aber wahrscheinlich die wirklichen Einstellungen wesentlich weniger getreu widerspiegeln als vor 45 Jahren und wäre deshalb als Messkriterium weniger geeignet.

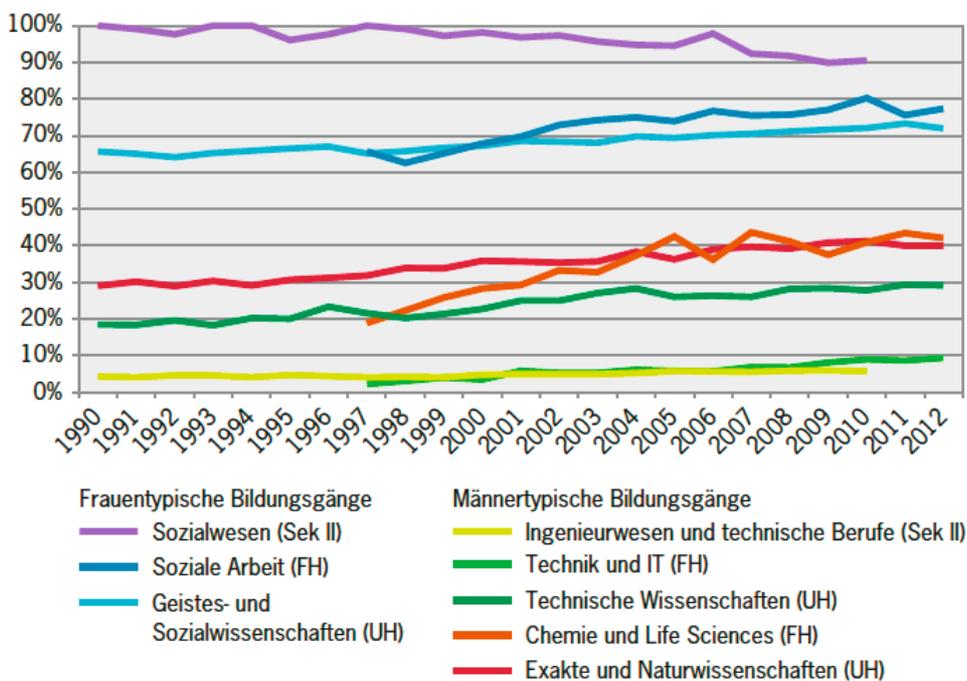
**b. Strukturelle bzw. institutionelle Beharrung**

Widerstände gegen Massnahmen, welche die traditionelle Familienorganisation mit ihrem geschlechterdiskriminierenden Gehalt abbauen könnten, sind aber nicht nur eine Frage persönlicher Einstellungen, so wichtig diese auch sein mögen. Das Gewicht des institutionellen Rahmens wurde bereits im Fall der geographischen Verteilung der Krippen sichtbar, zwei weitere Beispiele sollen es zusätzlich belegen, ohne dass sie hier weitergehend ausgeführt werden müssen.

Erstes Beispiel: Bereits erwähnt wurde die geschlechtsspezifische Segregation der Berufsbildung (auf allen Ebenen von der Berufslehre bis zur Universität) und anschliessend des Arbeitsmarktes durch die gegenderte Typisierung der Berufe, die eine der wichtigsten und vielleicht auch am wenigsten beachteten Formen der strukturellen Verankerung der Geschlechterdiskrimination darstellt. Graphik 9 zeigt sie für diesbezüglich besonders auffällige Ausbildungsgänge in den Fachhochschulen und Universitäten.

**Frauenanteil in einigen Bildungsfeldern und Fachbereichsgruppen, ab 1990**

**G 7**



Sek II: berufliche Grundbildung auf Sekundarstufe II; FH: Fachhochschule (Tertiärstufe); UH: Universitäre Hochschule (Tertiärstufe)

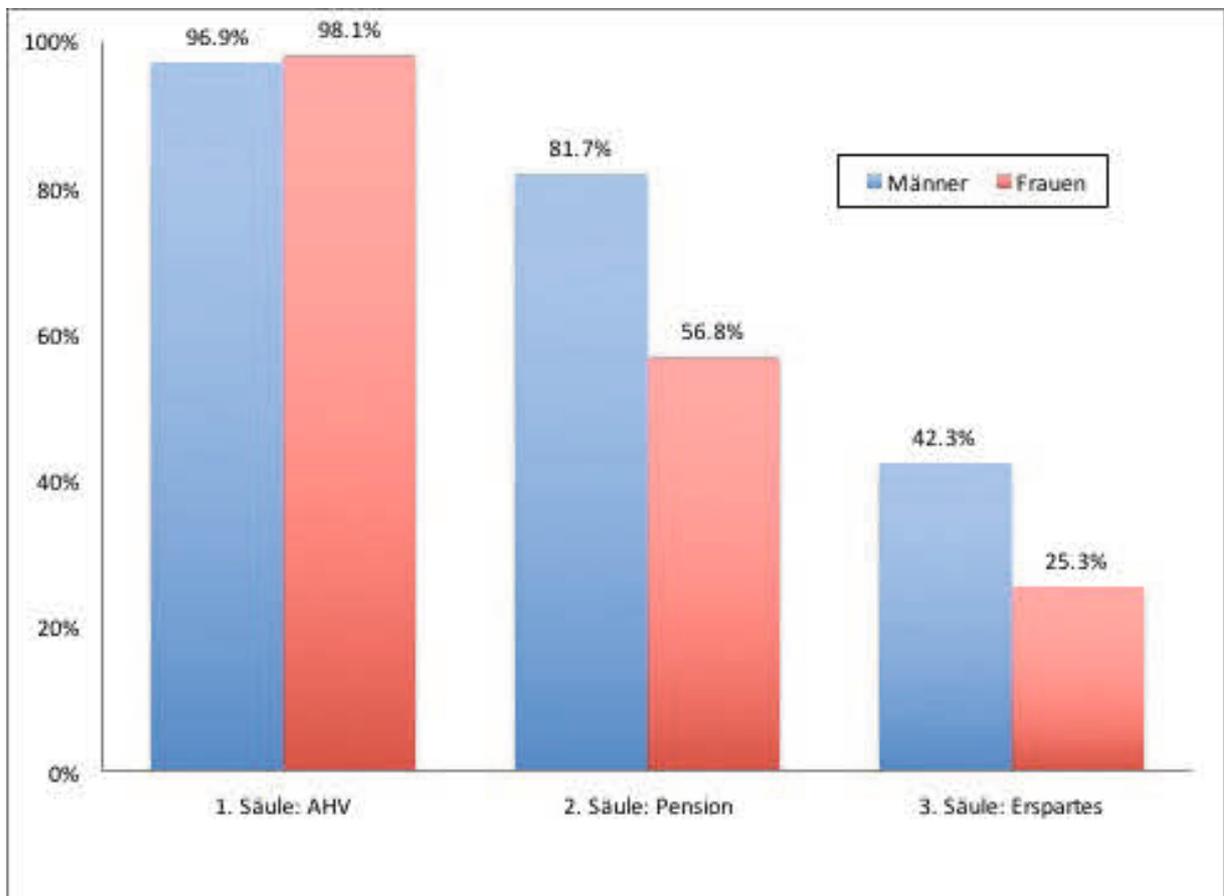
Quelle: Bundesamt für Statistik, Statistik der Schülerinnen, Schüler und Studierenden, SHIS © BFS

Graphik 9: Entwicklung der Geschlechterverteilung in besonders typisierten Ausbildungsgängen auf der Tertiärstufe

Über die vergangenen 25 Jahre hat sich bei der Geschlechtstypisierung der hier gezeigten Bildungsgänge kaum etwas bewegt, vereinzelt nimmt sie sogar eher zu als ab (im Fall von Sozialarbeit und Geistes- und Sozialwissenschaften).

«Gewichtet» durch die enorme Bedeutung des Erwerbslebens und seiner Organisation in der gegenwärtigen Gesellschaft hat diese Geschlechtstypisierung der Berufe und ihrer Ausübung sehr weitgehende Konsequenzen für die Aufrechterhaltung der Geschlechterverhältnisse, wie wir sie in der Schweiz kennen.

Zweites Beispiel: Als biographische Spätfolge der schon früh im Leben greifenden geschlechtsspezifischen Kanalisierungen, namentlich mit ihren frauentypischen Beschäftigungsunterbrüchen, verbreiteten Teilzeitphasen und Berufsverläufen unterhalb des Niveaus, auf dem Karrieren vorkommen, entsteht eine stark geschlechtsgeprägte Situation in den drei Säulen der Altersvorsorge, wo nur die erste Säule (AHV) nicht nach Geschlecht diskriminiert. Graphik 10 zeigt für die drei Säulen die Anteile der 64–70 Jahre alten Männer und Frauen, die ein Bezugsanrecht erworben haben:



Quelle: Bundesamt für Statistik, Aktives Altern. Demos 2012, 2, S. 8

Graphik 10: Anteile bezugsberechtigter Männer und Frauen im Alter von 64–70 in den drei Säulen der Alterssicherung

## 5. Schlussfolgerungen

### a. Zur Sachlage: Lebenslauftypisierung und gesellschaftliche Institutionen

Eingangs wurden drei sich gegenseitig ausschliessende Thesen über die Geschlechtstypisierung der Lebensläufe in Gegenwartsgesellschaften angeführt, welche durch unsere Analysen empirisch überprüft werden können. Neckischerweise kann man sagen, dass keine der drei Thesen voll zutrifft.

Beck hat mit seiner Individualisierungsthese nicht recht, weil die effektiv vorkommenden Lebensläufe nach wie vor deutlich profilierten Verlaufstypen entsprechen. Kohli hat mit seiner These der geschlechtsneutralen Lebenslaufstandardisierung nicht recht, weil bei dieser Typisierung die Geschlechtszugehörigkeit eine ausschlaggebende Rolle spielt. Levy hat mit seiner These, dass es einen männlichen und einen weiblichen Verlaufstyp (Normalbiographie) gebe, auch nicht ganz recht, da wir bei Frauen vier Typen gefunden haben.

Lebenslaufstandardisierung kontra Individualisierung markiert ohnehin eher konzeptuelle Pole, denen sich die jeweilige Realität mehr oder weniger annähert, ohne je voll im einen oder anderen Extrem zu liegen. Vor allem bezeichnen diese beiden Konzepte zeitlich aufeinanderfolgende historische Entwicklungen, die typischerweise nicht linear immer weiter in dieselbe Richtung gehen: Zunächst erfolgte während zwei bis drei Jahrhunderten eine zunehmende Standardisierung der europäischen Lebensläufe (wie namentlich von Kohli beschrieben), welche ihren Höhepunkt um die Mitte des 20. Jahrhunderts erreicht haben dürfte; seither erfolgt eine Tendenz zurück (Entstandardisierung), die allerdings weit davon entfernt ist, an ihren theoretischen Endpunkt gekommen zu sein, wie ihn Beck konzipiert hat. Hätte man in den 70er-Jahren bereits über dieselben feinen und zeitlich differenzierten Informationen und über entsprechende Analysemethoden verfügt, wäre höchstwahrscheinlich schon damals ein einziger, noch deutlicher vorherrschender männlicher Verlaufstyp nachgewiesen worden, aber vielleicht zwei oder drei weibliche Verlaufstypen, mit grösserem zahlenmässigem Gewicht des traditionellen Modells der definitiven Berufsaufgabe schon bei der Heirat oder bei der Geburt des ersten Kindes. Davon ist die für 2002 nachgewiesene Situation nicht radikal verschieden, aber doch in Richtung stärkerer Diversifizierung verschoben.

Wichtig ist zu unterstreichen, dass die Schlussfolgerung, also die unterschiedliche Typisierung der Lebensläufe nach der Geschlechtszugehörigkeit der LebensläuferInnen, nicht nur auf individuelle Identitäten, Überzeugungen und

Rollenerwartungen zurückzuführen ist, sondern mindestens ebenso sehr auf das Funktionieren gesellschaftlicher Institutionen. Die soziale Konstruktion der Geschlechterverhältnisse – und damit der Familienverhältnisse und auch der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern – ist nicht bloss das Ergebnis interindividueller Rollenspiele, wie es der gängige Gebrauch des Ausdrucks «doing gender» suggeriert, es gibt auch ein institutionelles Doing gender, das sozial zweifellos noch gewichtiger ist als rein zwischenmenschliche Beziehungen, weil diese durch das institutionelle Umfeld, in dem sie stattfinden, sehr stark mitbeeinflusst werden.<sup>14</sup>

### **b. Zum politischen Handeln: Schlussfolgerungen und Perspektiven**

Unsere Befunde erlauben es, einige gut gesicherte Feststellungen zu formulieren, von denen politisches Handeln in Sachen Tageschulen und anderer Formen der Abschwächung elterlicher Zeitzwänge ausgehen kann.<sup>15</sup>

1. Der heute wohl wichtigste und dauerhafteste Teil der Verankerung geschlechtsdiskriminierter Lebensverläufe ist institutionell bedingt und nicht durch individuelle Präferenzen.
2. Dieses institutionelle Doing gender wirkt grossenteils nicht direkt, sondern indirekt, ist deshalb weniger sichtbar und umso wirkungsvoller.
3. Beim institutionellen Funktionieren kann Politik leichter ansetzen als bei den Mentalitäten und zwischenmenschlichen Beziehungen; politisch bewirkte institutionelle Veränderungen können aber dauerhaft auf die Mentalitäten wirken.
4. Im Alltagsleben der Individuen besteht zwischen verschiedenen sozialen Tätigkeitsfeldern eine Beziehung kommunizierender Röhren, vor allem vermittelt über die nicht beliebig verfügbare und auch nicht beliebig komprimierbare Lebenszeit. Grundsätzlich gilt deshalb, wie alle wissen, dass Zeit (aber auch Energie und teilweise Motivation), die in einem Bereich sozialen Engagements eingesetzt wird, für keinen anderen verfügbar ist. Dies

14 Diese Situation kann auch mit dem Konzept der geschlechtsspezifischen Masterstatus eingefangen werden (Krüger & Levy 2000). Eine ausführlichere Diskussion der institutionellen Formatierung der Lebensläufe findet sich bei Liebig et al. (2014).

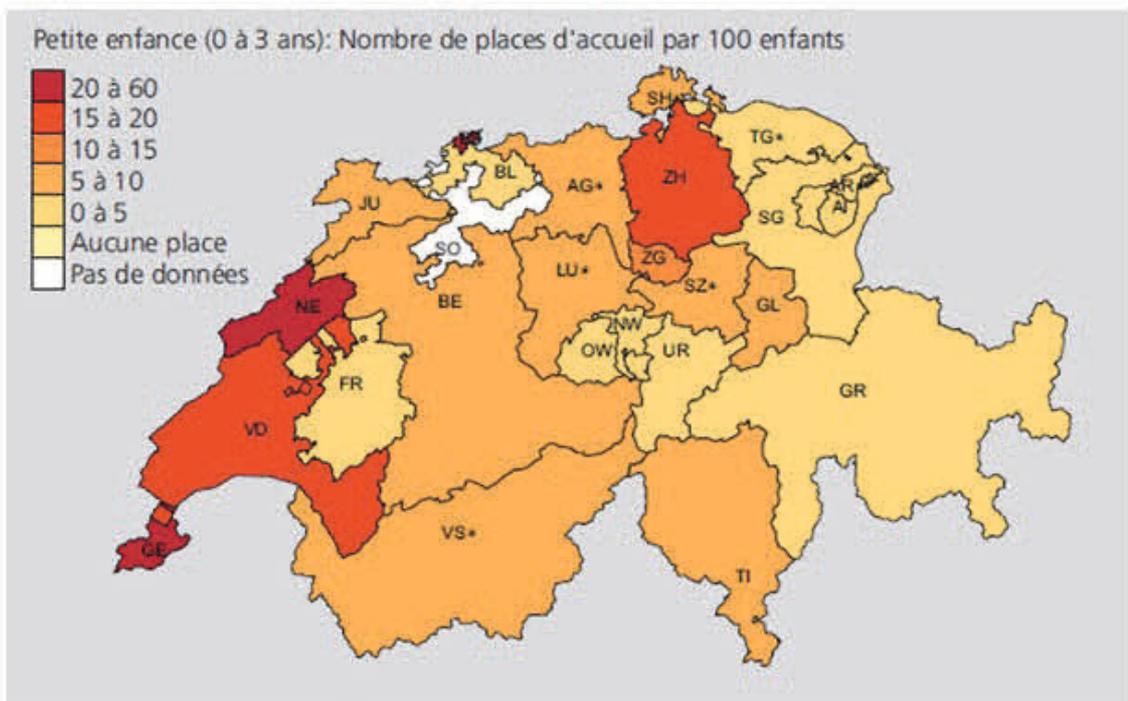
15 Die zentrale Bedeutung institutioneller Regelungen und auch institutioneller Mängel wurde beispielhaft im 7. Deutschen Familienbericht und den dafür bestellten Vertiefungsstudien herausgearbeitet (Bertram et al. 2006a, Bertram et al. 2006b), seine Lektüre kann auch in der Schweiz nur empfohlen werden. Für die Schweiz vgl. auch Merz 1996.

gilt ganz besonders für die Verbindung von Erwerbstätigkeit und Familienarbeit, aber natürlich auch für andere Aktivitäten. In Abwesenheit genügender Entlastungseinrichtungen kann diese Beziehung, gerade für Eltern, nur durch Verzicht auf eine der Tätigkeiten oder durch Delegation an andere Personen unter Einsatz von – sozial ungleich verteilter – Kaufkraft abgeschwächt werden. Deshalb trägt diese Abwesenheit wesentlich zur Zementierung der geschlechtssegregierten Arbeitsteilung in der Familie und damit zur Frauendiskrimination bei. Gleichzeitig festigt sie ausserdem die Wirksamkeit der sozialen Ungleichheiten, da sich nur die Mittel- und Bessergestellten private Delegationsmöglichkeiten in genügendem Ausmass leisten können.

Mit diesen Eckpunkten lässt sich praktisch handeln und Politik betreiben.

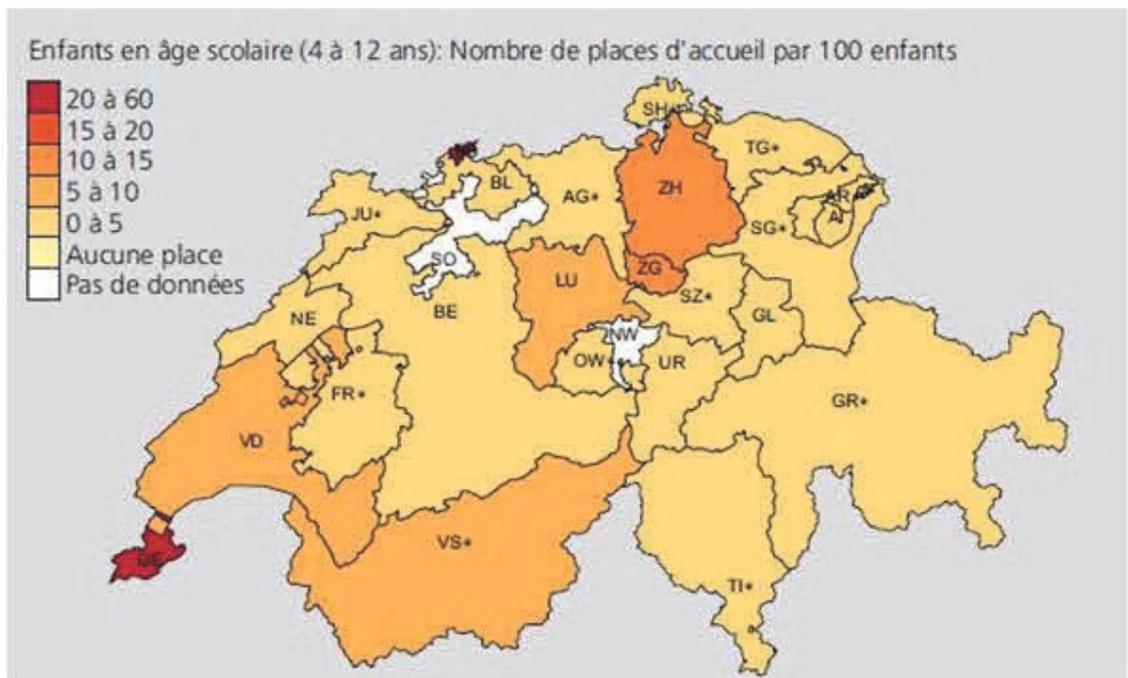
## Anhang

### Verbreitung ausserfamilialer Betreuungsmöglichkeiten auf Kantonebene



Accueil  
préscolaire  
(0-4 ans)  
dans  
les cantons

Source: PNR60, projet Iten, données cantonales 2009/2010



Accueil  
parascolaire  
(prise en charge  
à midi ou  
l'après-midi)  
dans les cantons

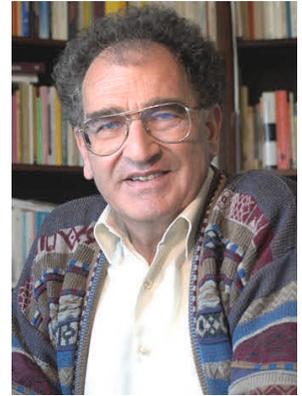
Source: PNR 60, projet Iten, données cantonales 2009/2010

## Bibliographische Angaben

- Beck, Ulrich, *Jenseits von Klasse und Stand. Auf dem Weg in die individualisierte Arbeitnehmergeellschaft*. Merkur 1983, 38, 423–430.
- Beck, Ulrich, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1986.
- Beck, Ulrich & Elisabeth Beck-Gernsheim, *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1990.
- Becker-Schmidt, Regina, *Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften*. In: Lilo Unterkirchner & Ina Wagner (Hrsg.), *Die andere Hälfte der Gesellschaft. Soziologische Befunde zu geschlechtsspezifischen Formen der Lebensbewältigung*. Österreichischer Soziologentag 1985. Verlag des österreichischen Gewerkschaftsbundes, Wien (wiederabgedruckt in Ilse Lenz (Hrsg.), *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008).
- Bertram, Hans, Helga Krüger & C. Katharina Spiess, *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik*. Siebter Familienbericht. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Berlin 2006 (a).
- Bertram, Hans, Helga Krüger & C. Katharina Spiess (Hrsg.), *Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung*. Barbara Budrich, Opladen 2006 (b).
- Borkowsky, Anna, Elisabeth Kästli, Katharina Ley & Ursula Streckeisen, *Zwei Welten – ein Leben*. Unionsverlag, Zürich 1985.
- Bühlmann, Felix, Guy Elcheroth & Manuel Tettamanti, *The Division of Labour Among European Couples: The Effects of Life Course and Welfare Policy on Value-Practice Configurations*. *European Sociological Review* 2010, 25(1): 49–66.
- Elcheroth, Guy, Felix Bühlmann & Manuel Tettamanti, *Valeurs égalitaires et pratiques sexuées: une approche biographique et comparative*. In: Dominique Joye, Christine Pirinoli, Dario Spini & Eric Widmer (dir.), *Parcours de vie et insertions sociales*. Seismo, Zurich, 2011, 81–104.
- Esping-Andersen, Gøsta, *Social Foundations of Postindustrial Economics*. Oxford University Press, New York 1999.
- Esping-Andersen, Gøsta, *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Princeton University Press, Princeton 1990.
- Hakim, Catherine, *Work-Lifestyle Choices in the 21st Century: Preference Theory*. Oxford University Press, New York 2000.
- Hedinger, Johannes M. (Hrsg.), *Point de Suisse*. St. Gallen 2014. (Ausführliche Dokumentation auch auf <http://www.pointdesuisse.ch/fr/analyses>)
- Held, Thomas & René Levy, *Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft. Eine soziologische Analyse am Beispiel der Schweiz*. Huber, Frauenfeld/Stuttgart 1974 (2., um ein aktualisierendes Vorwort ergänzte Auflage: Rügger, Diessenhofen 1983).
- Kohli, Martin, *Der institutionalisierte Lebenslauf: ein Blick zurück und nach vorn*. In: Jutta Allmendinger (Hrsg.), *Entstaatlichung und soziale Sicherheit*. Verhandlungen des 31. Kongresses der DGS. Leske+Budrich, Opladen 2003, 525–545.
- Kohli, Martin, *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1985, 37(1), 1–29.
- Krüger, Helga & René Levy, *Masterstatus, Familie und Geschlecht. Vergessene Verknüpfungslogiken zwischen Institutionen des Lebenslaufs*. *Berliner Journal für Soziologie* 2000, 10(3), 379–401.

- Levy, René, Particulière, singulière ou ordinaire? La régulation suisse des parcours de vie. In: Thomas S. Eberle & Kurt Imhof (Hrsg.), Sonderfall Schweiz. Seismo, Zürich 2007, 226–247.
- Levy, René, Die weibliche Normalbiographie in makro-soziologischer Perspektive. Enke, Stuttgart 1977.
- Levy, René & Jean-Marie Le Goff (dir.), Devenir parents: devenir inégaux. Seismo, Zürich 2016 (beim Verlag in Vorbereitung).
- Levy, René, Valérie-Anne Ryser & Jean-Marie Le Goff, Vater werden: ein besonderer Übergang im Lebenslauf. In: Heinz Walter & Andreas Eickhoff (Hrsg.), Väter-Handbuch. Giessen: Psychosozial-Verlag 2012, 491–510.
- Levy, René, Jacques-Antoine Gauthier & Eric D. Widmer, Trajectories between the Family and Paid Work. In: Levy, René & Eric D. Widmer (eds.), Gendered life courses between individualization and standardization. A European approach applied to Switzerland. LIT Verlag, Wien 2013, 71–92.
- Levy, René & Eric D. Widmer (eds.), Gendered life courses between individualization and standardization. A European approach applied to Switzerland. LIT Verlag, Wien 2013.
- Liebig, Brigitte, René Levy, Birgit Sauer & Alfonso Sousa-Poza, Gender Equality Policies in Switzerland: Institutional Factors of Success and Failure. Introduction to the Special Issue. Swiss Journal of Sociology 2014, 40(2), 169–174.
- Merz, Michaela, Lohnt es sich für Schweizer Frauen, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen? Auswirkungen institutioneller Rahmenbedingungen auf die Entscheidung zwischen Familie und Beruf. Seismo, Zürich 1996.
- Scott, Jacqueline, Rosemary Crompton & Clare Lyonette (eds.), Gender Inequalities in the 21st Century: New Barriers and Continuing Constraints. Edward Elgar, Cheltenham 2010.
- Stern, Susanne, Rolf Iten, Stephanie Schwab, Christina Felfe, Michael Lechner & Petra Thiemann (INFRAS und SEW UniSG), Familienergänzende Kinderbetreuung und Gleichstellung. Schlussbericht NFP 60 («Projekt Iten»), Zürich/St. Gallen 2013, [http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/Projekte/nfp60\\_iten\\_schlussbericht\\_d.pdf](http://www.nfp60.ch/SiteCollectionDocuments/Projekte/nfp60_iten_schlussbericht_d.pdf)





## René Levy

René Levy (1944) ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Lausanne. Er studierte Soziologie, Psychologie und Nationalökonomie an der Universität Zürich und gehörte zur ersten Studentengeneration am dortigen Institut für Soziologie, dessen Gründungsleiter Peter Heintz ihn stark beeinflusst hat. Nach zwei Semestern als visiting professor an der University of Ottawa (1976/77) lehrte er hauptsächlich an der Universität Lausanne (1980–2006). Dort gründete er 2003 das Institut d'étude interdisciplinaire des trajectoires biographiques, aus dem 2011 der Nationale Forschungsschwerpunkt LIVES hervorgegangen ist. Er war u.a. Vizepräsident und Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (1988/94), Vorstandsmitglied der SAGW (1991/94), Initiant und Mitbegründer einer wissenschaftspolitischen Aktionsgruppe von vier grossen sozialwissenschaftlichen Gesellschaften («Club SoWi», 1993–2000), Mitglied des Nationalen Forschungsrats beim Schweizerischen Nationalfonds (Abt. IV, 2000/08), Mitglied der Leitungsgruppe des Nationalen Forschungsprogramms 60 «Gleichstellung der Geschlechter» (2009/14) sowie Mitglied des Rats für Wirtschafts- und Sozialpolitik Kontrapunkt (seit 2004).

Seine Forschungsinteressen bewegen sich vor allem im Dreieck soziale Schichtung – Geschlechterverhältnisse – Lebenslaufanalyse. Zusammen mit Thomas Held war er Autor der Studie «Die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft» (1974), Mitautor der Untersuchung «Politische Aktivierung in der Schweiz» (1980, über politische Mobilisierungen 1945–1978), Leiter und Hauptautor der Schichtungsstudie «Tous égaux? De la stratification aux représentations» (1997), Co-Leiter der Studie «Couples contemporains – cohésion, régulation et conflits» (2003). Die ersten Arbeiten in Lebenslaufanalyse an der Universität Lausanne hat er im Band «Gendered life courses» (2013) versammelt, eine Vertiefungsstudie kommt unter dem Titel «Devenir parents, devenir inégaux» heraus (2016).

## Netzwerk Generationenbeziehungen

Um frühzeitig die Relevanz der Beziehungen zwischen den Generationen in grösseren Zusammenhängen anzusprechen und den Diskurs zwischen Politik, Verwaltung und Wissenschaft in Gang zu bringen, haben die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) und das ehemalige Nationale Forschungsprogramm «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel» NFP 52 die Initiative zur Bildung eines «Schweizerischen Netzwerks Generationenbeziehungen» ergriffen. Zweck des Netzwerks ist es, Werkstattgespräche, Tagungen, Ausstellungen und weitere Veranstaltungen zu diesem Themenbereich anzuregen und solche selbst durchzuführen. Auf diese Weise sollen sowohl die Grundlagen der Generationenpolitik als auch der gesellschaftliche Dialog darüber in nachhaltiger und differenzierter Weise erarbeitet werden.

[www.sagw.ch/generationen](http://www.sagw.ch/generationen)

Bisher erschienen:

### *Impulse für Generationenprojekte*

Ergebnisse des ersten trinationalen Workshops Generationenprojekte vom 30./31. Mai 2013 in Zürich, ergänzt mit Erfahrungen aus der praktischen Arbeit in der Generationenakademie, von Ah Druck, Sarnen 2014.

### *Kontextualisierung & Positionierung von Generationenprojekten*

Ergebnisse des ersten trinationalen Workshops Generationenprojekte vom 30./31. Mai 2013 in Zürich, Eigenverlag, Bern 2014.

### *Qu'est-ce que la politique des générations? Prise de position*

Eigenverlag, Bern 2012.

### *Positionspapier zur künftigen Ausgestaltung der Sozialpolitik*

Eigenverlag, Bern 2012.

### *Was ist Generationenpolitik? Eine Positionsbestimmung*

Eigenverlag, Bern 2012.

*Generationenpolitik. Einschätzungen und Stellungnahmen*  
Akten der Herbsttagung vom 18. November 2010 in Bern, Eigenverlag,  
Bern 2011.

*Generationen, Generationenbeziehungen, Generationenpolitik:  
Ein dreisprachiges Kompendium*  
Eigenverlag, Bern 2010.

*Auf dem Weg zu einer Generationenpolitik*  
Publikation zur Tagung vom 18. November 2010 in Bern, Eigenverlag,  
Bern 2010.

*Familienergänzende Betreuung, Erziehung und Bildung von Kindern – ein Ge-  
nerationenprojekt in privater und staatlicher Verantwortung*  
Herbsttagung vom 20./21. November 2008 in Bern, Eigenverlag, Bern 2009.







## **SAGW**

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vermittelt, vernetzt und fördert die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung in der Schweiz. Ihr gehören 60 Fachgesellschaften und rund 20 Kommissionen an und sie leitet mehrere grosse Forschungsunternehmen. Sie versteht sich als Mittlerin zwischen Forschenden und wissenschaftlich interessierten Personen einerseits und politischen EntscheidungsträgerInnen, Behörden und einer breiteren Öffentlichkeit andererseits. Die SAGW verfügt über ein Budget von rund 10 Millionen Franken und wird von einem Vorstand mit 18 Mitgliedern aus Wissenschaft, Politik und Verwaltung geleitet. Im Generalsekretariat arbeiten 13 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

## **ASSH**

L'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH) communique, coordonne et encourage la recherche en sciences humaines et sociales en Suisse. En tant qu'organisation faîtière, elle regroupe 60 sociétés savantes et 20 commissions scientifiques. Elle dirige également plusieurs entreprises de recherche de taille importante. L'ASSH fonctionne comme intermédiaire entre d'une part des chercheurs et des personnes intéressées au domaine scientifique, et, d'autre part, les organes exécutifs, les autorités et le grand public. Disposant d'un budget annuel de 10 millions de francs environ, elle est dirigée par un Comité de dix-huit membres issus de la communauté scientifique, de la politique et de l'administration. Le Secrétariat général compte treize collaboratrices et collaborateurs.

